

Was später die heiligsprechende Kirche, die Kunst und die Liebe der Gläubigen an Glanz der großartigen Gestalt des Ignatius von Loyola liehen, ist nur der irdische Versuch, sinnfällig zu machen, was an heimlicher Schönheit sich birgt in seinem „gewöhnlichen Tod“. Sein Sterben in der Morgenfrühe des 31. Juli 1556 war sein Geburtstag.

Eine ignatianische Grundhaltung

Marginalien über den Gehorsam

Von KARL RAHNER S. J.

Wenn man in einem Heft, in dem des 400jährigen Todestages des heiligen Ignatius von Loyola, des Stifters des Jesuitenordens, gedacht wird, etwas schreiben will, das irgendwie dazugehört und doch nicht vom Heiligen selbst handelt, wird jedermann das Thema des Gehorsams vorschlagen. Denn der jesuitische Gehorsam — gern als Kadavergehorsam qualifiziert — ist ein Schlagwort, allgemein bekannt und — berüchtigt, und doch wenig verstanden. Tatsächlich ist er nichts anders als der Gehorsam in den übrigen Orden der katholischen Kirche, wenn auch Ignatius seinen Söhnen diese Tugend besonders empfahl, da sie in einem Orden aktiver Seelsorge im Dienst der „Ecclesia militans“ von besonderer Bedeutung ist.

Man kann sich nämlich nicht einbilden, dieses Thema neu zu entdecken. Darüber ist in den letzten zehn Jahren in mindestens fünfzig Aufsätzen und Büchern in Mitteleuropa geschrieben worden. Wenn man darum zu diesem Thema einiges zu sagen versucht, so hat man sich fast selbst im Verdacht, bloß auch dabei gewesen sein und auch etwas gesagt haben zu wollen. In einem kurzen Aufsatz kann man nicht einmal hoffen, etwas Zusammenfassendes und Abschließendes darüber zu sagen. Mehr als ein paar Randbemerkungen wollen diese Zeilen also nicht sein. Und der Verdacht, daß dem Schreiber kein weniger abgedroschenes Thema einfiel, muß auf ihm sitzen bleiben.

Mißverständnisse

Gehorsam im Ordensleben hat nichts (oder wenigstens nicht im eigentlichen Kern der Sache) zu tun mit dem Gehorsam, den Kinder ihren Eltern und anderen Erziehungsberechtigten und — hoffentlich — auch -befähigten schulden. Denn solcher Gehorsam zielt darauf ab, sich selbst aufzuheben; er soll durch diese Erziehung überflüssig werden, weil der Erzogene (der aus seiner dumpfen Triebhaftigkeit Herausgezogene) sich nun selbst soll regieren können. Der Gehorsam im Ordensleben setzt den Erzogenen schon voraus. Er setzt also gerade nicht voraus, daß der Gehorsamfordernde notwendig und wesentlich gescheiter, sittlich gereifter und weitblickender sei als

der Gehorchende. Würde er das tun, so obwaltete ein Erziehungsverhältnis zwischen beiden. Der Gehorsame wäre also ein Kind oder — ein infantiler Mensch, der noch nicht mit sich selbst fertig wird. Solche Menschen gibt es natürlich auch in den Orden. Doch sollte ihr Prozentsatz nicht größer sein als sonst im Leben. Vermutlich ist er das im allgemeinen auch nicht. Denn Infantile können in zu vielerlei Asyle ihrer Lebensuntüchtigkeit flüchten, als daß sie notwendig immer nur die Orden aussuchen müßten. Eines freilich ergibt sich aus dieser selbstverständlichen Überlegung: Obere sollen nicht so tun, als ob sie von Haus aus oder kraft des Amtes die Gescheiteren, die Klügeren, die sittlich Gefestigteren, die Weitblickenderen und Lebenserfahreneren seien. Das kann im Einzelfall durchaus der Fall sein. Denn die Welt ist auch nicht so eingerichtet, daß immer der Dummere Oberer wird. Freilich sollte man sich auch nüchtern sagen (der Untergebene, damit er den Oberen nicht überfordere, was Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit wäre; der Obere, damit er sich nichts einbilde): je höher das Amt, um so geringer sind menschlich gesprochen die Aussichten, es genau so gut zu verwalten, wie ein anderer seiner geringeren Aufgabe gerecht wird. Denn es ist zu vermuten, daß die Variationsbreite an Intelligenz und moralischen Gaben bei den Menschen geringer ist als die Variationsbreite der Schwierigkeit der sozialen Aufgaben. Daraus folgt, daß auf das Ganze der Fälle unvermeidlich die höheren Ämter schlechter verwaltet werden als die geringeren Aufgaben (womit über den Einzelfall noch keine Beurteilung gegeben ist; zumal manche Leute tatsächlich mit ihren Aufgaben wachsen, wenn es auch meist eher umgekehrt ist: je höher die Aufgabe, um so schmerzlicher spürt der Beauftragte und seine Umgebung, wie unzulänglich doch der Mensch ist und wie man früher nur nicht merkte, was jetzt die größere Aufgabe und ihre bloß halbe Lösung grausam enthüllen).

Nochmals: der Ordensgehorsam ist kein Kindergehorsam. Ein Oberer sollte darum nicht den überlegenen Papa spielen. Und zweifellos gibt es im klösterlichen Alltagsbetrieb da und dort (zumal auch in Frauenorden) alt-hergebrachte Weisen des Auftretens von Obern und Oberinnen, von Bezeugungen des Respekts, von Geheimnistuerei und Zurschautragen von Überlegenheit, von Berufung auf höhere Weisheit, von aufreizender „Herablassung“ und von ähnlichen Dingen, die man allmählich beiseite lassen sollte. Solche Obere sollten ruhig ein wenig in die Welt hinausschauen: die wirklich Mächtigen und Einflußreichen, die sehr viel unbedingten Gehorsam finden, legen auf solches Zeremoniell keinen Wert. Sie haben es nämlich nicht nötig, dahinter ihre Schwäche, Angst und Unsicherheit zu verbergen. Sie sollen ruhig zugeben, daß ihre Untergebenen unter Umständen von der Sache, um die es gerade geht, mehr als sie selbst verstehen. Bei der Differenziertheit des heutigen Lebens, bei der Notwendigkeit eines tausendfältigen Könnens auf den verschiedensten Gebieten können auch heutige Ordensobere nicht mehr so tun, als ob sie sachlich von allem und jedem, was zu ihrem Befehlsbereich gehört, etwas verstehen könnten. In den guten alten Zeiten konnte ein Oberer

all das, wozu er seinen Untergebenen Befehl gab; er hatte früher selbst genau das getan, was er jetzt andern befahl. Er hatte sich (sonst wäre er im Normalfall ja nicht Oberer geworden) in eben diesen Dingen ausgezeichnet und so bewiesen, daß er von der Sache selbst mindestens ebensoviel verstand wie sein Untergebener. Wenigstens war dies früher der Regelfall, der natürlich auch schon seine Ausnahmen hatte. Heute ist es ganz unvermeidlich, daß die frühere Ausnahme das Normale wird. Jeder Ordensobere hat viele Untergebene, die in Wissenschaft, Seelsorge, in den Dingen des öffentlichen Lebens etwas verstehen und verstehen müssen, was der Obere (der auch nur auf einem einzelnen kleinen Gebiet Spezialist sein kann) selber nicht kann, dem gegenüber er sich vorkommt oder vorkommen müßte wie etwa — Eisenhower hinsichtlich der Geheimnisse, über die seine Atomwissenschaftler beraten. Der Obere ist darum auf Informationen und Berater angewiesen in einem Umfang, wie das früher nicht nötig war. Die gewöhnlich durch die Ordenskonstitutionen vorgesehenen Berater von Obern (Kapitel usw.) haben heute vielfach eine ganz neue und dringliche Aufgabe gegen früher, wo sie fast doch nur ein gewisses formales demokratisches Gegengewicht waren gegen eine allzu autoritäre und unkontrollierte Regierung eines einzelnen. Es wäre darum auch gut, wenn die Obern diese Informationen, die sie brauchen, da sie nach sachlichen Gesichtspunkten zu befehlen haben (ganz gleich, wie es mit dem Gehorsam gegenüber einem sachlich verkehrten Befehl stehen mag), immer auch auf einem möglichst sachlichen und klaren Weg zu besorgen versuchten. Was nicht immer so ist. Eine geheime Kabinettspolitik ist vielleicht ein oft gut gemeinter Weg zu solcher sachlicher Beratung, aber nicht immer ein erfolgreicher. Es kann in den Orden letztlich keine Demokratisierung des eigentlichen Wesens des Gehorsams geben, wie noch zu sagen sein wird. Aber es könnte eine sachliche und in der Prozedur auch deutlich satzungsmäßig geregelte Methode der Urteilsfindung, der sachlichen Beratung und Information oft mehr geben, als es da und dort der Fall ist. Nochmals und mehr an die Adresse der Bekämpfer des klösterlichen Gehorsams in der Welt und dessen Verächter: auch die Leute im Kloster wissen, daß Ordensgehorsam kein Kindergehorsam ist. Er setzt keine Kinder voraus, sondern gereifte Erwachsene. Und nur in dem Maße, in dem er dies kann, kann er überhaupt zu seinem eigenen Wesen finden.

Ordensgehorsam ist auch keine bloße „Verkehrsregelung“. Gewiß: wo Menschen in einer Gemeinschaft zusammenleben, muß Ordnung sein. Und damit Ordnung sei, muß es Befehle geben können, weil nicht jeder machen kann, was er will, und auch nicht jeder von sich aus finden kann, was sich ins Ganze einfügt. Befehl sagt aber auf der anderen Seite Gehorsam. Wo man aber den Gehorsam in diesem Sinn als bloße rational oder rationalistisch gedeutete Ordnungsfunktion für das Leben einer Gemeinschaft und für die Koordinierung seiner Organe und Tätigkeiten zum gemeinsamen Zweck auffaßt, da hat man vielleicht das Schema erreicht, mit dem allein man den

bürgerlichen und staatlichen Gehorsam sinngemäß deuten kann. Aber das Wesen des religiösen Gehorsams hat man noch nicht erreicht. Wenn man natürlich auch nicht leugnen kann, daß es in einem Ordensverband auch diese Seite am Gehorsam gibt und geben muß. Klostergehorsam ist keine vernünftige und unvermeidliche Rationalisierung des Verkehrs, wo sich jeder als vernünftiger Mensch dem Verkehrspolizisten unterwirft und eine Koordinierungsstelle dafür sorgt, daß sich alles reibungslos zum gemeinsamen Ziel hin entwickelt. Man hat schon da und dort versucht, auch den klösterlichen Gehorsam so rational vernünftig zu erklären. Aber diese Erklärung ist zu billig und kann die wirklichen Gründe und Abgründe dieses Gehorsams nicht ausloten. Immerhin: weil es auch diesen Gehorsam der vernünftigen Verkehrsordnung und der sinnvollen Koordinierung der Arbeit und der gemeinsamen Bestrebungen gibt und geben muß (wenn er auch nicht das Eigentlichste und Tiefste ist in diesem evangelischen Rat), darum soll man an der alltäglichen Handhabung des klösterlichen Gehorsams merken, daß es diese Seite am Gehorsam auch gibt, ja daß sie sich mit dem alltäglichen Gehorsam auf der Oberfläche des Daseins *fast* deckt. Hier im Alltag darf darum ruhig eine gewisse Entmystifizierung des Gehorsams Platz greifen, vielleicht mehr als es da und dort geschieht. In vielen kleinen Dingen des alltäglichen Lebens ist der Gehorsam wirklich nichts als dies: eine vernünftige Methode, wie vernünftige Leute zusammenleben. Darum sollte sich der Obere nicht den Anschein geben, als stehe er unter der unmittelbaren Inspiration des Heiligen Geistes, sondern soll den Mut haben, mit Gründen und Überlegungen für seinen Befehl Verständnis zu werben. Denn es ist nicht einzusehen, warum so etwas Erwachsenen und vielgeliebten Brüdern und Schwestern im Herrn gegenüber eine Bedrohung der Autorität des Obern sein soll, der nach dem Befehl Christi in seinem Amt und seiner Vollmacht nur die größere Aufgabe zu dienen sehen soll. Damit ist nicht gemeint, daß über jede kleine Verfügung eines Obern lange debattiert und diskutiert werden solle, wie in einem Parlament der bösen alten Zeit. So etwas wäre unvernünftig und kindisch (obwohl es leider auch vorkommt) und kann darum auch mit höheren aszetischen Motiven bekämpft und abgelehnt werden. Darum soll der Untergebene auch die vielen unvermeidlichen Anordnungen des alltäglichen Lebens in der Ordensgemeinschaft, ohne sich zu reiben und gereizt zu werden, gelassen und erwachsen als das betrachten, was sie sind: unvermeidliche Lasten des irdischen Lebens, die auf den Menschen „in der Welt“ ebenso liegen wie auf den Leuten im Kloster. Viele Gereiztheit unter Ordensleuten gegenüber diesem und jenem in ihrem Leben erfließt nur aus der menschlichen Unreife, die nicht begreift, daß ein Mensch seine wahre Freiheit und Persönlichkeit nicht in einer Rebellion gegen die Ordnung und die Verkehrsregelungen einer Gemeinschaft dokumentiert. Aber es bleibt dennoch dabei: Ordensgehorsam ist seinem eigentlichen Wesen nach mehr als bloß rationale Verkehrsregelung.

Noch in einer dritten Hinsicht muß der klösterliche Gehorsam vor einem

Mißverständnis bewahrt werden. Vor einer Überspannung seines Wesens. Es ist nicht so, auch nicht in Ordensgemeinschaften, daß die Initiative allein von den Befehlenden ausginge. Man betrachte diesen Satz nicht zu schnell als eine Binsenwahrheit. Er ist es nicht. Man muß etwas Metaphysik treiben, um ihn wirklich in sich und in seiner Bedeutung zu begreifen, Metaphysik, die darin besteht, sich über das Alltägliche und Selbstverständliche zu wundern und aus ihm Schlüsse zu ziehen. Man darf die Autorität menschlicher Art (auch wenn sie in Gottes Auftrag spricht und handelt) nicht so verstehen, als könne sie (auch nur innerhalb ihres eigenen Bereiches) in einer adäquaten und erschöpfenden Weise alle Initiative, alles Streben und alle Entscheidung allein verwalten und als ob es so eine Regung der Eigeninitiative und Entscheidung bei anderen nur gebe oder geben solle, insofern diese Regung von dieser Autorität veranlaßt wird. Man kann manchmal den Eindruck haben (in den Orden und der Kirche im allgemeinen), daß man zwar Initiative, Einsatz, Offensive und Ähnliches für notwendig halte und bei den Untergebenen wolle, aber doch nur dann, wenn „von oben“ das Startzeichen gegeben ist und nur in die Richtung, die schon eindeutig autoritativ von oben her festgelegt ist. Man denkt sich also unwillkürlich und unreflex (darum aber nicht weniger wirksam und die Praxis bestimmend) den Orden und die Kirche als so absolut hierarchisierte totale Gebilde, daß eine eigentliche Urinitiative doch nur von der höchsten Spitze ausgehen dürfe, daß eine Meinung, Bestrebung nur dann und ausschließlich dadurch berechtigt sei und Lebensrecht in einer Gemeinschaft habe, als sie eigentlich von oben her (ausdrücklich oder — wie man sich in der Praxis hilft — wenigstens stillschweigend) gebilligt sei. Nun gilt aber das Subsidiaritätsprinzip (will man nicht Gemeinschaften substantiell hypostasieren) nicht nur zwischen kleineren und größeren Verbänden, sondern auch zwischen den einzelnen und ihren Gemeinschaften; eine „Unterordnung“ des einzelnen unter eine Gemeinschaft und die sie repräsentierende Obrigkeit, die den einzelnen bloß zu einer einseitig abhängigen Funktion der Gemeinschaft und ihrer Obrigkeit macht, gibt es nicht und darf es nicht geben. Man muß sich (in unserem Fall) nur einmal ganz simpel fragen: Darf man einem Obern einen Wunsch vortragen oder eine Gegenvorstellung (ganz bescheiden) erheben? Jedermann wird antworten: selbstverständlich, ja. Aber man kann doch vorher nicht den Obern fragen, ob er wolle, daß man die Bitte vorbringe, die Gegenvorstellung erhebe? Natürlich nicht. Aber diese Bitte, diese Gegenvorstellung ist doch auch eine Initiative, bei der man sich verantwortlich entscheiden muß, ob man sie ergreifen solle oder nicht, da sie auch dort, wo sie die „Entscheidung“ dem Obern sehr gehorsam und bescheiden zu überlassen erklärt, doch beim Obern selbst die Situation seiner Entscheidung ändert, das Feld seines Entschlusses erweitert oder begrenzt, ihn (selbst bei der größten Bescheidenheit) „beeinflusst“, obwohl er gar nicht befragt wurde und werden konnte, ob diese Situationsveränderung seiner eigenen Entscheidung, diese „Beeinflussung“ ihm recht ist oder nicht, ob er sie auch „*motu proprio*“ ausgeführt hätte

oder nicht. Es gibt also in der Welt keine autarke menschliche Autorität, die nur Aktivität und in keiner Weise Passivität wäre. So etwas gibt es nur in Gott und in ihm in einer unübertragbaren Weise allein. Nur dem Schöpfer streng als solchem (dem keine Wirklichkeit mit ihren eigenen Strukturen und ihren unvermeidlichen Initiativen *gegenübersteht*, weil er streng aus dem reinen Nichts alles selber schafft) ist es eigen, rein zu „befehlen“. Alle andere Befehlsgewalt, auch in der Kirche und auch in den Orden, ist nicht die eine setzende Initiative, sondern ist bloß ein Moment in einem unüberschaubaren Geflecht von Kräften, von Aktivem und Passivem, von Einfluß und Beeinflußtwerden. Und sosehr die Autorität, die Obrigkeit eine steuernde koordinierende, überblickende und planende Funktion im Ganzen des Kräftespiels der menschlichen Initiativen hat und haben soll, so ist sie doch, genau und ernst genommen, nicht *so* die Stellvertreterin Gottes, daß sie allein (auch nur im Ideal) die planende autarke Entwerferin alles menschlichen Tuns wäre. So etwas wäre die Hybris eines totalen Systems, das es in dieser Welt nicht gibt, nicht geben kann und (was entscheidend ist) nicht geben soll. Es ist also nicht nur so, daß faktisch die Obrigkeit (auch in den Orden) die Kräfte, Initiativen der Untergebenen braucht, aufruft und einsetzt. Sie kann nicht einmal die *absolute* Verwalterin und Lenkerin aller dieser Kräfte sein. Es bestehen neben der Obrigkeit selbständige Initialzündungen der Kräfte, die nicht von der Obrigkeit verwaltet werden können. Weil das so ist und sein muß, *soll* es auch so sein. Das heißt aber: nirgends in einer Gemeinschaft oder Gesellschaft, auch nicht in der Kirche und in den Orden *darf* die Obrigkeit so tun und handeln, als ob alle guten Initiativen von ihr ausgingen, nur die Exekution von Plänen und Befehlen und Wünschen wären, die bei ihr ihre ursprüngliche Heimat hatten. Auch die lobwürdigsten Initiativen des Papsttums sind oft nur (das ist immer noch viel) die Reaktion auf eine Aktion, die anderswo entsprang. Und so ist es auch in den Orden bei deren Autoritäten. Die Untergebenen sind nicht nur Befehlsempfänger, weil sie es gar nicht ausschließlich sein können. Der Gehorsam strebt gar nicht danach, die Untergebenen zu bloß solchen zu machen. So etwas ist auch „asymptotisch“ kein Ideal, sondern eine Chimäre und die Anmaßung der Gott allein vorbehaltenen schöpferischen Gewalt, die er niemand delegieren kann. Nur Gott allein hat „alle Fäden in der Hand“, und er hat niemand damit beauftragt, es ihm gleich zu tun. Der Obere darf also auch in seinem Verhalten nicht so tun. Er kann nicht nur nicht verhindern, daß die Untergebenen Initiativen ergreifen, er muß mit ihnen rechnen, sie aufrufen, er darf sie nicht unbequem finden, er muß sich in einem gewissen Grad auch als nur *eines* der Räder an einer himmlischen Mechanik erkennen, dessen letzter und umfassender Sinn nur von einem einzigen gesteuert wird, von Gott allein und sonst von niemand. Er ist auch immer der Getriebene, der in einem letzten Sinn auch nicht genau weiß, wohin die Entwicklung geht, ist auch trotz aller Befehlsgewalt, die ihm gegeben, und trotz aller Voraussicht, die ihm aufgetragen ist, auf Vertrauen und auf das Wagnis ins Unüberschaubare gestellt;

auch er weiß nie ganz genau, was er tut oder anrichtet, wenn er befiehlt oder es unterläßt, wenn er Ja oder Nein sagt; auch er muß merken, daß die Obrigkeit eine, aber nicht die einzige Einfallstelle himmlischer Impulse, Weisungen und Antriebe ist und sein kann; er muß wissen, daß Gott sich nicht verpflichtet hat, seine ursprünglichsten Anregungen für die Kirche zum Heil der Seelen und zum Fortgang der Weltgeschichte immer zuerst der von ihm selbst bestellten und garantierten Obrigkeit zu sagen, damit sie sie dann an die Untergebenen „weitergebe“. Diese Art von Instanzenweg hat Gott nicht garantiert. Der Obere muß also selbst ein Gehorsamer sein, ein Hörender. Die formelle Richtigkeit und juristische Gültigkeit seiner Befehle garantiert nicht, daß sie auch sachlich richtig sind. Wenn der Untergebene gehorchen muß, soll er nicht vor Gott ungehorsam sein, dann ist damit noch längst nicht garantiert, daß darum auch das befohlen worden ist, was nach Gottes Willen hätte befohlen werden müssen. Es kann auch die zugelassene Schuld des Oberen sein, es kann das Produkt von totem Traditionalismus, Hemmnis des Lebens, Routine, kurzsichtiger Gleichmacherei, Phantasielosigkeit und vielem anderen sein. Auf der andern Seite: wenn es einen Pluralismus von Mächten in der Welt gibt, die gar nicht adäquat unter die Autorität hierarchisiert werden können (wenn sie auch der Autorität nicht widersprechen dürfen, soweit dieser es gelingt, sie überhaupt in den Bereich des Lenk- und Befehlbaren zu bringen, was, wie gesagt, nur teilweise gelingen kann und soll), dann hat auch der Untergebene im Orden gar nicht das Recht, sich einfach bloß hinter den Gehorsam zu flüchten, als ob er damit einer Verantwortung, die er selbst tragen muß, einer verantwortlichen Steuerung seiner eigenen Initiative ledig werden könne. Man hört manchmal auch Apologien des Gehorsams, die diesen Vorteil preisen. Er besteht nicht. Jedenfalls nicht so, daß der Ordensmann dadurch vor der Last der eigenen Verantwortung fliehen könnte. Er wählt den Gehorsam selbst, sonst wäre er ja gar nicht im Orden. Er hat also zu verantworten, was sich aus dieser Wahl ergibt. Und was ihm befohlen wird, ist immer die Synthese zwischen den wirklich von der Obrigkeit streng als solcher ausgehenden Eigenbewegungen und dem, was der Untergebene selbst ist, wie er sich gibt, was er kann und (schuldhaft vielleicht) nicht kann, wie er sich dem Oberen gegenüber zeigt, wie er sich anstellt usw. All dieses spielt schon im voraus eine Rolle beim Entstehen des Befehles selbst. Und darum fällt der Befehl selbst schon unter die Dinge, die der Gehorchende mitverantworten muß. Gewiß wird der Ordensmann öfters zu seinem Trost sagen können, der Obere habe diese Entscheidung zu verantworten und nicht er selbst. Aber weit reicht dieser Trost nicht. Auf's Ganze gesehen kann auch der Ordensmann der Verantwortung für sein Leben bis in seine Einzelheiten nicht entgehen. Er hört weithin aus dem Befehl das Echo seines eigenen Wesens und Tuns. Eine absolute Zentralinstanz, von der in reiner, von nichts beeinflusster Initiative alles andere, was es sonst noch gibt, ausginge, gibt es in dieser Welt nicht. Die Person kann sich auch im Orden nicht vertreten lassen. Dazu ist der Gehorsam gar nicht da.

Der wahre Gehorsam

Was ist nun der Gehorsam im Orden selbst? Das ist gar nicht so leicht zu sagen. Wenn man gleich und unbesehen behauptet, er sei die Erfüllung des Willens Gottes, restloser Gehorsam Gott gegenüber, dann müßte man auf jeden Fall noch sagen, woher man denn wissen könne, daß das Befohlene Gottes Wille ist, und in welchem Sinn man das sagen könne, wenn doch feststeht, daß es Befehle zwar geben könne, die der Untergebene (soweit es sich nicht um Sünde handelt) erfüllen müsse, die der Obere aber sachlich falsch und unter Umständen schuldhaft erlassen hat. In solchen Fällen ist doch nicht so leicht zu sagen, warum und in welchem Sinn die Erfüllung eines solchen Befehls doch Gottes Wille sein könne. Man kann auch nicht einfach unbesehen das „Opfer“ und den „Verzicht“ auf eigene Selbstbestimmung preisen, der im Gehorsam liegt. Denn es ist selbstverständlich, daß die reine Unterwerfung unter den Willen eines anderen, der nicht selbst Gott ist, formell als solche keinen sittlichen Wert bedeutet. Das reine Sichabhängigmachen als solches von einem fremden Willen ist nicht schon ohne weiteres positiv sittlich (wenn es nicht sogar unsittlich wird).

Setzt man hinzu: es handle sich um das Abhängigmachen seines Willens und seiner Selbstentscheidung von einem andern, der Gottes „Stellvertreter“, der Interpret des göttlichen Willens sei, dann ist mindestens noch zu sagen, woher man das wisse, woher dieser andere die göttliche Investitur als Erklärer des göttlichen Willens erhalten habe. Wir haben es in unserer Frage auch schwieriger als in der Frage der Armut und des evangelischen Verzichtes auf das hohe Gut der ehelichen Liebe. Denn diese beiden evangelischen Räte sind in der Schrift unmittelbar empfohlen, und zwar durch den Herrn selbst. Bei diesen beiden Räten kann man sich immer auf diese Empfehlung berufen, selbst wenn es einem nicht gelingen sollte, reflex bis zur letzten Deutlichkeit in der Einsicht in ihren inneren Sinn zu gelangen. Hier könnte man immer sagen: man geht diesen Weg des Evangeliums. Und dem, der ihn in fraglosem Gehorsam gegangen ist, wird sich der Sinn des so Geratenen mehr und mehr enthüllen. Man kann immer sagen: da ist man in der Nachfolge Christi. Und darum braucht man keine weitere Begründung als die, daß der Jünger nicht über seinem Meister sein wollte und die Liebe versteht, was sie als Wesenszug am geliebten Herrn erkennt.

So einfach ist die Sache beim Gehorsam nicht. Tatsächlich sehen wir ja auch, daß in der alten Kirche, als es lang und immer schon Aszeten und Jungfrauen in der Kirche gab, von einem Ordensgehorsam noch nicht die Rede war. Man konnte eben im Evangelium davon nicht unmittelbar etwas lesen. Und diese Aszeten lebten darum einzeln, und so konnte darum die Idee eines Gehorsams nicht aufkommen. Auch später und noch lange wurde ja nicht als ein „drittes Gelübde“ der Gehorsam gelobt. Man übernahm in irgendeiner Form ein eheloses oder mönchisches Leben, man verpflichtete sich zum Bleiben in einer bestimmten Gemeinschaft, die einen solchen Le-

bensstil lebte. Man sieht, wir müssen vorsichtig vorangehen, soll man Inhalt und Begründung des klösterlichen Gehorsams angeben.

Bevor wir weiterfahren in dieser Frage nach dem Sinn dieses Gehorsams gerade in einer Ordensgemeinschaft, muß noch deutlicher vor einem anderen gedanklichen Kurzschluß gewarnt werden, der nur scheinbar diese Fragen schnell und rasch löst. Man kann auch nicht einfach auf das *Beispiel* Christi hinweisen. Gewiß: er war gehorsam, er erklärt den Gehorsam dem Vater gegenüber als die Form und tragende Kraft, den Inhalt seines Lebens. Gewiß: wir müssen Christus nachfolgen. Aber die Frage ist ja gerade die, woher man wisse, daß man Gott dadurch in radikalster Weise gehorsam werde, daß man sich einer menschlichen Befehlsgewalt unterstelle. Das hat Christus doch gerade nicht getan. Gewiß weiß der Apostel, daß es menschliche Obrigkeiten und Gewalten gibt, die irgendwie Gottes Stelle an uns vertreten, deren Befehl uns als Wille Gottes erscheinen solle. Aber es sind doch bei Paulus Obrigkeiten, die man sich nicht aussucht, die man nicht bildet, sondern die uns und unserem Willen vorgegeben sind: die Eltern, die Herren, die staatlichen Obrigkeiten. Kann man diesen auferlegten Willen Gottes ergänzen und weiterführen, indem man sich selbst unter neue, selbst gemachte Obrigkeiten stellt? Wenn man sagt: es handle sich um die kirchlichen Obrigkeiten, die von der Kirche bestellt sind, dann führt diese Auskunft allein auch nicht zu einem deutlichen Ergebnis. Denn die Ordensobligkeiten sind keine Obrigkeiten, die die Kirche einem Menschen von sich aus, ohne seine freiwillige Zustimmung (eben durch die Gelübde) auferlegen könnte. Es bleibt also die Frage: warum ist es berechtigt, sich in die Gewalt eines anderen hineinzu-begeben, die Gott nicht von sich aus über einen gesetzt hat? Ist nicht diejenige Freiheit, die Gott einem gelassen hat, zu bewahren als dasjenige, was in eigener Verantwortung verwaltet werden muß, wenn wir doch schon gesagt haben, daß eine absolute Abgabe dieser uns auferlegten Freiheit gar nicht möglich und gar nicht sinnvoll sein kann? Die Begründung des Ordensgehorsams aus dem Evangelium ist also nicht so einfach und läßt sich wohl unmittelbar und ohne weitere Vorüberlegungen nicht gewinnen. Man könnte den Rest an Frage, der bleibt, auch so formulieren: ist der Ordensgehorsam eine konkrete Durchführung jenes „Gehorsams“ gegenüber dem Willen Gottes (allgemeiner Art, der sich im Gebot Gottes ausspricht, und besonderer Art, der sich in Gottes Führung, Inspiration und den Schickungen des Lebens kundtut, in Berufung und Schickung)?

Der Gehorsam im Orden ist zunächst gar nicht der Gehorsam einem einzelnen Befehl gegenüber. Auch nicht die abstrakte allgemeine Bereitschaft solchen einzelnen Befehlen gegenüber. Er ist zunächst die dauernde Bindung an eine bestimmte Lebensform: die Bindung an das Leben mit Gott vor der Kirche. Es handelt sich um eine Ausschließlichkeit der Sorge um das, was des Herrn ist, wie man dem Herrn gefalle, um die Erwartung des anbrechenden Reiches Gottes der Gnade von oben als Lebensform, um das Opfer und die

Entsagung gegenüber den hohen Gütern der Welt: gegenüber dem Ausbau seines innerweltlichen Verfügungsraumes der Freiheit durch Reichtum, gegenüber der Einheimatung und der erfahrbaren Geborgenheit in der personalen Liebe eines anderen durch gegenseitige Liebe in der Ehe, um das Gebet, um die Bezeugung der Gnade Gottes in dem, was man Seelsorge und Apostolat nennt. Wir haben dieses Leben der evangelischen Räte hier nicht näher zu schildern und zu begründen.¹ Es wäre zu sehen als Dauerform des Lebens — in seiner Sinnrichtung auf Gott — in seiner wesentlich ekklesiologischen Funktion der Repräsentanz einer ganz bestimmten Wesenseigentümlichkeit der Kirche, einer Repräsentanz, die hinsichtlich dieser Eigentümlichkeit (als der Gegenwart der weltjenseitigen Gnade Gottes, die von unten her nicht verdient werden kann, die geglaubt werden muß und über alle menschliche Möglichkeit hinweg angenommen werden muß) der Kirche ihre existentielle Sichtbarkeit (zur doktrinalen und sakramentalen geschichtlichen Greifbarkeit hinzu) verleiht. *Diesem* Leben verpflichtet sich zunächst und grundlegend der Ordensmann. Sein Gehorsam, sofern er sich auf mögliche Einzelgebote seiner Obern bezieht, ist durchaus auf diese dauernde Lebensform von dieser ganz bestimmten religiösen Inhaltlichkeit bezogen. Sonst hätte der gelobte Gehorsam keinen Sinn. Es wäre z. B. keine religiöse Angelegenheit, sondern Perversität, wollte jemand einem andern solchen Gehorsam geloben, z. B. für das bessere Funktionieren einer chemischen Forschungsstelle, in der er als wissenschaftlicher Mitarbeiter verwendet wird. Wenn wir unterstellen, daß eine solche durch Gelübde festgemachte, dauernde Bindung an eine solche Lebensform sittlich sinnvoll ist (und das können wir hier voraussetzen), wenn wir ferner voraussetzen, daß es so (wenn auch nicht nötig) doch wesensgemäß und sinnvoll ist, ein solches Leben in einer Gemeinschaft zu führen, dann ergibt sich von selbst, daß der Gehorsam der Leitung dieser Gemeinschaft gegenüber in der konkreten Durchführung dieser dauernden Lebensweise berechtigt und sinnvoll ist. Es handelt sich also nicht darum, das formale Gehorchen als solches, die Exekution des Willens eines andern als solchen zu kanonisieren. In diesem Sinn ist der Gehorsam nur dem Willen Gottes streng als solchem und in unübertragbarer Weise sinnvoll. Sonst kann man nicht gehorchen, damit gehorcht sei und nicht der eigene Entschluß und Wille getan werde. So etwas, rein formal und in sich betrachtet, hätte keine positive sittliche Bedeutung, wenn es nicht sogar absurd und pervers wäre. Daß so etwas „schwer“ und „opferreich“, hart und mühsam wäre (wem immer und wozu immer gehorcht würde), kann den Sinn eines Gehorsams auch nicht allein begründen. Denn man kann nicht von der stillschweigenden Voraussetzung ausgehen, daß das Schwierigere und Härtere als solches auch schon immer das Bessere und Gott Wohlgefälligere wäre, bloß weil es ein Verzicht ist, der dem Menschen schwer fällt. Daher kommt es auch, daß es

¹ Zum Wesen der evangelischen Räte, so wie es hier vorausgesetzt wird, vgl.: *Karl Rahner*, Schriften zur Theologie, 3. Band, Einsiedeln 1956, Benziger. S. 61—72: Zur Theologie der Entsagung. S. 73—104: Passion und Aszese.

solchen religiösen Gehorsam nur gegenüber einer von der Kirche gebilligten und sanktionierten religiösen Gemeinschaft gibt. Die Inhaltlichkeit dessen, auf das sich der Gehorsam bezieht, muß garantiert sein, soll der Gehorsam einen sittlichen Wert haben. Dieser Inhalt darf nicht nur sittlich indifferent sein (er darf nicht nur keine Sünde beinhalten), er muß als *ganzer* sittlich wertvoll sein, er muß der Inhalt der evangelischen Räte in der Kirche, vor ihr und zu ihrem Zeugnis vor der Welt sein. Man kann nur geloben, was das Bessere ist. Man kann also gar nicht unmittelbar und für sich etwas zu tun geloben, was unter Umständen das (wenn auch nicht Sündhafte) so doch das weniger Sinnvolle, Gute und Fördernde ist. Schon von da aus ergibt sich, daß der eigentlichste Grundgegenstand des Ordensgehorsams die dauernde Lebensweise nach den evangelischen Räten ist. Denn von dieser steht nach der Lehre der Kirche fest, daß sie der bessere Rat ist (in einem „Bessersein“, dessen genauer Sinn hier nicht weiter dargelegt werden soll). Der Gehorsam ist also gar nicht als eine „heroische“ (oder fast herostratische) Ausstellung einer Blankovollmacht an einen Obern gedacht, bloß damit man nicht seinen eigenen Willen tue, als ob dies entweder immer besonders schön und darum der Verzicht darauf besonders schwer oder immer besonders gefährlich sei und darum vermieden werden müsse. Daher kommt es auch, daß der Gehorsam auf die Konstitutionen des betreffenden Ordens abgelegt wird und der Obere nur im Rahmen dieser Lebensform, die so verfassungsmäßig festgelegt ist, befehlen kann. Man sieht also nicht das Eigentliche, wenn der Blick, wo er das Wesen des Gehorsams sucht, gleich auf den Einzelbefehl des Obern geht und in einer rein formalen Abstraktheit denkt: ich erkläre mich bereit, einem Befehl eines andern Folge zu leisten, wenn dieser Befehl nicht gerade unsittlich ist. So ist es nicht. Der Gehorsam ist die Übernahme eines gemeinsamen religiösen Lebens in der Nachfolge Christi nach einer Verfassung, die von der Kirche als wahrer, möglicher Ausdruck eines gottübereigneten Lebens anerkannt worden ist. Innerhalb dieser Übernahme und Bindung wird schon dadurch (ausdrücklich oder einschlufweise) gelobt, die rechtmäßigen Befehle der in einer Gemeinschaft immer notwendigen Obrigkeit auszuführen, wenn sie konkrete Ausführungsbestimmungen trifft (die sich nie ein für allemal schon verfassungsmäßig von vornherein festlegen lassen) zur eindeutigen Verwirklichung dieser Lebensform im einzelnen („gemäß den Konstitutionen“). Derjenige also, der den Gehorsam in den Orden bekämpft, müßte seinen Angriff auf die Sinnhaftigkeit des Rätelebens in der Kirche überhaupt richten, gegen die Sinnhaftigkeit eines Lebens, das nicht in erster Linie einer innerweltlichen Sinnverwirklichung nachgeht, sondern die Erwartung der Gnade im Glauben nicht nur verborgen zum Grund des Daseins macht, sondern diesen Glauben durch die Entsagung (in einem Akt, der ohne diesen Glauben sinnlos wäre) in die Tat umsetzt und repräsentativ in der Kirche und für sie auf die Welt hin als Zeugnis darlebt. Ist dieses Leben aber sinnvoll, dann ist es auch jene Bereitschaft, im Einzelfall diejenigen konkreten Taten, Leistungen und Verzichte zu erbringen, die inner-

halb einer solchen Lebensgemeinschaft nach dem Urteil der zuständigen und in ihr notwendigen Obrigkeit zur konkreten Verwirklichung dieser Lebensweise notwendig sind.

Hier an diesem Punkt findet nun dieser Gehorsam den Anschluß an die Lehre und das Beispiel Christi, der gehorsam war bis in den Tod am Kreuz. Wer sich einer solchen Lebensgemeinschaft anschließt, wer diese Lebensweise zur dauernden und unwiderruflichen eigenen Lebensform macht, der setzt sich einem unübersehbaren Schicksal aus. Denn im einzelnen sind natürlich die Folgen einer solchen Bindung und Hingabe an diese Lebensform und die Gemeinschaft, in der sie realisiert werden soll, nicht vorauszusehen. Und diese Folgen können hart und einschneidend sein. Aber dieses Wagnis (in seiner formalen Struktur) ist mit jeder menschlichen Bindung gegeben, die einen anderen mit einem eigenen Willen zu einem nicht wegzudenkenden Moment seines eigenen Lebens macht: in der Ehe, in der Annahme einer Staatsbürgerschaft, in der Übernahme eines Amtes usw. Wenn also die Gemeinschaft und ihr grundsätzliches Lebensideal berechtigt und sinnvoll sind (und das setzen wir in unserem Fall mit Recht voraus), dann ist es auch die Bindung an diese unvorherberechenbaren Folgen. Ohne dieses Wagnis gibt es kein menschliches Leben, das sich frei dem Größeren zur Verfügung stellt. Ohne eine solche Übergabe aber bleibt man stecken in seiner Eigensucht und in seiner sich hütenden Daseinsangst, in der man sich erst recht verlorenght. Wer sich so aber dem Höheren und Größeren ausliefert, wer so sich wagt, der weiß, daß er darin nur tut, was Christus im Gehorsam getan hat.

Unter dieser Rücksicht ist dann auch das im einzelnen Sinnwidrige und Nichtseinsollende, wenn es tatsächlich kommt und weil es nicht vermieden werden kann (wenn anders man sich nicht von vornherein feige dem Wagnis versagen wollte, um kein „Risiko“ zu laufen), wirklich der Wille des Vaters, so wie das Kreuz Christi, die Meintat der Juden und der Heiden das war, was kommen „mußte“ als der Wille des Vaters, der selber also verfügt hatte, obzwar es nur durch die Kurzsichtigkeit und die Schuld der Menschen kam. Weil die dauernde Bindung an das evangelische Ideal der Räte in der Nachfolge Christi, des Armen und Verzichtenden, des Gekreuzigten und Gesandten, des Betenden und Büßenden konkret in einer daraufhin angelegten Gemeinschaft allein (oder fast nur so; oder sehr sinnvoll auch so) gelebt werden kann, darum ist der daraus sich ergebende Gehorsam wirklich auch dann als Wille Gottes anzusehen, wenn der Befehl im einzelnen sinnwidrig ist (so wie es an sich auch Tod, Mißerfolg und ähnliche Tragiken des menschlichen Daseins sind), vorausgesetzt natürlich, daß das Befohlene nicht selbst in sich unsittlich ist. Man kann also auch durch einen Ordensgehorsam wirklich unter das Kreuz Christi geraten; man kann nicht sagen, daß eine solche Sinnwidrigkeit (des in sich falschen Befehls) gar nicht hätte in Kauf genommen werden dürfen und also nicht als ein Stück des Schicksals Christi dürfe betrachtet werden. Von hier aus ist zu erkennen, warum der Ordensgehorsam mehr ist als nur die vernünftige Bereitschaft zu einer „Verkehrsregelung“,

zu einem sozial geregelten Zusammenleben. Er ist das auch. Er knüpft zwar an der sozialen Notwendigkeit des Gehorsams in einer Gemeinschaft an, die freilich in diesem Fall die religiöse Gemeinschaft eines Lebens auf Gott hin ist. Aber der Gehorsam in einer anderen Gemeinschaft wäre im Fall eines weniger sinnvollen Befehls nur gegründet auf die rationale Einsicht, daß man solche nie ganz vermeidbaren Fälle eben „in Kauf nehmen“ müsse, weil sonst jeder Gehorsam (der doch sein muß) aufhört und dauernd am Einspruch der Untergebenen scheitern müßte. Wo aber das Leben der Nachfolge Christi gelebt wird, wo das Kreuz Christi nicht nur als unvermeidbare, aber doch möglichst vermiedene Mißhelligkeit des Lebens betrachtet wird, sondern als Leibhaftigkeit der Gnade und ihrer glaubenden Annahme, als etwas, was sein „muß“ („damit die Schrift erfüllt werde“, weil man nur „so“ in seine Herrlichkeit eingehen kann), da muß auch der sinnwidrige Befehl (beurteilt nach den unmittelbaren, innerweltlichen Gegebenheiten) als etwas gesehen werden, was innerhalb eines solchen Lebens sinnvoll und fast ersehnt ist, so wenig daraus der Obere ein Recht zu einem solchen Befehl ableiten kann. Ein solcher Befehl kann aufgefaßt werden genau so, wie der Heilige in der Nachfolge Christi Mißerfolg, Schmach, das Scheitern der Lebenspläne, das Martyrium und tausend andere „nichtseinsollende“ Schicksale als die im Geheimsten doch ersehnte Leibhaftigkeit erkennt, in die hinein verwirklicht der Glaube an die Gnade Gottes von oben doch erst zu seiner Vollendung kommt.

Freilich wird man in diesem Zusammenhang auch sagen müssen, daß die Moral und die sittliche Überlegung des Alltags doch oft mehr als üblich damit rechnen müßten, daß der Befehl eines Obern objektiv sündhaft ist, als solcher vom Untergebenen erkannt und darum von ihm ungetan gelassen werden müßte. Jedermann gibt zu, daß ein Oberer, auch beim besten Willen, sachlich verkehrte Befehle geben kann. Wenn man aber nicht einfach nur das als Sünde betrachtet, was als solche ausdrücklich in jedem Beichtspiegel angeprangert wird, dann wird man nicht leugnen können, daß das sachlich Falsche objektiv auch sehr oft unmoralisch sein kann, da es sogar nicht so leicht zu sagen ist, warum dies nicht überhaupt immer der Fall ist. Nehmen wir einmal z. B. an (das Beispiel ist fingiert!) ein höherer Oberer befähle einem Leiter eines Jugendinternats, er habe unter allen Umständen dafür zu sorgen, daß diese Buben alle acht Tage zur Beichte gehen. Nehmen wir an, der Leiter des Internats (der Untergebene) könne deutlich erkennen (was der höhere Obere aus der etwas weltfernen idealen Ferne nicht fertigbringe), eine solche Forderung sei für das religiöse Leben der Jungens auf die Dauer höchst schädlich. Frage: haben wir dann nur eine pädagogisch unzweckmäßige Sache, die, weil befohlen, eben doch „durchgedrückt“ werden muß, oder haben wir sachlich (wenn auch bona fide) die Zumutung einer Maßnahme, die, weil sachlich eine wesentliche Gefährdung der echten religiösen Entwicklung dieser Kinder, von dem Untergebenen nicht durchgeführt werden darf, weil diese Unzweckmäßigkeit auch gegen moralische

Prinzipien verstößt, so daß der Untergebene erklären müßte, er könne so etwas mit seinem Gewissen nicht vereinbaren und bitte um Enthebung von seinem Amt? Wenn man die alten Moralisten liest, hat man den Eindruck, daß diese eher mit solchen Fällen rechneten, als man es heutzutage tut. Sind wir heute so viel moralischer geworden, oder greift die Vorstellung „Befehl ist Befehl“ doch auch in etwa in solch geheiligte Bezirke wie das Ordensleben über, oder redet man heute nicht gern von solchen Möglichkeiten, weil man den Mißbrauch einer „Gewissensobjektion“ fürchtet und darum so tut, als könne so etwas praktisch nicht vorkommen? Aber ist der Schaden, der so angerichtet wird, auf die Dauer und bei einem Blick in die Tiefe der Gewissen nicht größer als der Nutzen eines reibungslosen Funktionierens der äußeren Verwaltung, der die aufs Wort gehorchenden Untergebenen keine Schwierigkeiten machen? Auch der Untergebene hat die Pflicht, die sittliche Zulässigkeit des Befohlenen selbst vor seinem Gewissen zu prüfen. Die berechnete „Präsumption“, daß der Befehl eines Obern nicht nur subjektiv, sondern auch objektiv sittlich einwandfrei ist, bedeutet keine schlechthinnige Dispens von der Grundpflicht jedes Menschen, vor jeder freien Handlung positiv zu einer moralischen Gewißheit über die sittliche Erlaubtheit seiner Handlung zu gelangen, einer Handlung, die nicht dadurch weniger die eigene und selbst zu verantwortende ist, weil sie befohlen ist.

Wenn man älter wird, fragt man sich mit einem sehr geheimen und tiefen Schrecken, ob man denn in seinem Leben etwas getan habe, was bei Gott bestehen könne. Nichts kann natürlich bei ihm bestehen, als was er in seiner eigenen Gnade als seiner würdig aus reinem Erbarmen geschenkt hat. Aber gerade darum ist es nicht gleich, was man tut; gerade darum (weil er seine Gnade gibt oder man sich ihr schuldhaft versagt) ist zwischen den Möglichkeiten des Menschen eine absolute Differenz. Es gibt (weil Gott es gesagt hat und Er größer ist als unser Herz) Taten selbstloser Treue, Gehorsam gegen Gottes heiligen Willen, sich selbst vergessende Hingabe einerseits und — das andere, das wir immer wieder so sehr in uns vorfinden (wenn wir nicht dumm, naiv oder eingebildet sind), daß wir sehr berechtigt immer fürchten müssen, es lasse sich gar nichts anderes als dieser offene oder getarnte Egoismus finden. Ach, finden wir auch Gottes Gnade als wirksam geworden in uns? Ist es wirklich in uns einmal, da oder dort — solches Ereignis müßte ja doch unser ganzes Leben in sich hinein aufnehmen — geschehen, daß wir nicht uns selbst gesucht haben, daß nicht doch der Erfolg Frucht des Egoismus, die Liebe zu Gott Angst, die Bescheidenheit doch nur Feigheit und so fort war? Damit dieses Wunder geschehe, kann man verschiedenes tun; dies und jenes, damit man wenigstens hoffen könne, es sei in unserm Leben doch nicht alles offene oder geheime Selbstsucht gewesen (und die bittere Sorge darum braucht gar nicht selber wieder Selbstsucht oder geheime Selbstverteidigung vor Gott sein; wer das fürchtete, machte sich das Leben im Grund sehr einfach und bequem). Man kann dies oder jenes tun, und das Letzte und Wichtigste wird durch die Bitterkeit des Lebens hindurch von Gott selbst an uns getan. Und

so kann man auch eines in dieser Absicht tun (ohne zu sagen, es sei das einzig Mögliche): man kann sich einem Größeren ausliefern; man kann dafür sorgen, daß dieses Größere nicht nur Ideal und Theorie bleibe, die man im Grunde doch immer selbst in der Hand und Gewalt hat und die man nach eigenem Gutdünken formen kann, so daß man sie von den bloßen Götzen unseres Herzens nicht mehr deutlich unterscheiden kann. Man kann dafür sorgen, daß dieses Größere eine reale Größe werde, die auch handeln kann, wenn wir selbst es gerade nicht wollen, die fordern kann, wenn wir gerade nicht angefordert sein wollen, die dort wehe tun kann, wo wir uns den Schmerz nicht selbst zufügen. Und dies geschieht, wo das Größere, dem wir uns ausliefern, eine reale greifbare Macht eigener, von uns aus unberechenbarer Größe wird: wenn das Wort der befehlenden Forderung an uns ergeht und wenn wir — gehorchen. Schweigend gehorchen, in einem wahren Sinn fraglos gehorchen, wenn wir dienen und uns von der Forderung, die wir nicht selbst ausgedacht haben, verbrauchen lassen. Wir haben dann vielleicht wenig Zeit — und vielleicht auch nicht so schrecklich viel Interesse daran, weil wir uns nicht so wichtig sind —, unsere „Persönlichkeit“ zu entfalten, wenn wir gehorchen. Aber vielleicht glückt es uns (das Glück des Lebens, das Gnade Gottes ist), Person zu werden, die ist, indem sie sich vergißt und opfert, indem sie gehorsam ist. Vielleicht muß man, um gehorsam zu werden, damit man sich überschreite und verliere (die einzige Möglichkeit, sich wahrhaft zu gewinnen), sogar am Gehorsam gar nichts Besonderes finden, gar nicht an ihn denken, sondern an die Wirklichkeit, der man dient, selbstverständlich dient, weil sie allen Dienst und alle Liebe verdient, weil sie letztlich keine Sache, sondern *die* Person schlechthin ist: Gott. Vielleicht ist der wahrhaft Gehorsame einfach der Liebende, dem das Opfer der Hingabe süß ist und ein seliges Müssen. Vielleicht sollte man also gar nicht so viel vom Gehorsam reden, weil er schon bedroht ist, wenn er gepriesen und wenn er verteidigt wird. Beides hat nur insofern einen Sinn, als es eine Ermunterung für junge Herzen ist, sich und ihrem innersten Wollen zu vertrauen, wenn sie finden, daß der schweigend selbstverständliche Dienst Gottes in der Kirche (im Leben des Gebetes und des Zeugnisses) Recht hat auch dort, wo das Herz zittern will und die Klugheit dieser Welt fürchtet, man könne sich verlieren, wenn man sich und seine Freiheit nicht bewahrt. Der allerletzte Gehorsam, jener, der alles verlangt und alles schweigend nimmt, wird dem Menschen von Gott allein abverlangt. Durch den Tod, der das ganze Leben durchwaltet und uns mehr und mehr uns nimmt. Dieser Befehl, auszuziehen und zu lassen, glaubend in das große Schweigen Gottes hineinzuziehen, sich nicht mehr zu wehren gegen die alles umgreifende namenlose Verfügung, die über uns waltet, — dieser Befehl ergeht an alle Menschen. Die Frage, ob man ihm gehorcht, entscheidet über Zeit und Ewigkeit. Alles Ordensleben und in ihm der Gehorsam will nicht mehr sein als eine Einübung, ein übender Vorgriff auf diese Situation, die immer mehr das Dasein des Menschen in sich hineinnimmt, auf den Tod Christi und das Leben, das nur in ihm verborgen ist.